

Aleksandra Sowa

Der Fortschritt und das »notwendige Übel« des Menschseins

Bücher über Post-Privacy im Internet

Aleksandra Sowa

leitete zusammen mit dem deutschen Kryptologen Hans Dobbertin das Horst Görtz Institut für Sicherheit in der Informationstechnik. Sie ist Autorin zahlreicher Fachpublikationen und aktuell in einem großen Telekommunikationskonzern tätig.



Schuld ist das Internet! Woran? Daran beispielsweise, dass wir keine Privatsphäre mehr haben, wie Christian Heller in *Post-Privacy* konstatiert. Oder daran, dass alles, was wir sinnreich bei Twitter oder einem anderen persönlichen Nachrichten-Ticker gepostet haben, im Gedächtnis des Internets vermutlich auf ewig bestehen bleibt. »Das Sein ist Schöpfung, ist Produktion«, schreibt Peter Trawny in *Medium und Revolution*, und im Cyberspace sind wir die Schöpfer, die Produzenten. Wir bringen etwas hervor, was dann weltweit widerstandslos zirkuliert werden kann. »Die Schöpfung geschieht global«. Von »Mir ist langweilig« bis zur Kurznachricht über eine Mücke, die unsere Nachtruhe stört – all dies wird vermutlich in einem Netz, aus dem nie etwas endgültig gelöscht werden kann, auch dann noch existieren, wenn es uns selbst längst nicht mehr gibt.

»Im Grunde ist sein brillantes Gedächtnis im Hinblick auf den Schutz der Privatsphäre die zentrale Schattenseite des Internets«, erklären Christian Schertz und Dominik Höch (beide dem juristischen Berufsstand angehörig) in *Privat war gestern*. Es existiert bis jetzt kein »Radiergummi« für das Internet – anders als beispielsweise

für das Bundeszentralregister, nach dessen Einträgen die Meldebehörde Führungszeugnisse ausstellt. Ein Beispiel aus anwaltlicher Praxis verdeutlicht, welche Sprengkraft die »Unauslöschlichkeit des Internetgedächtnisses« haben kann: Sieben Jahre nach Verurteilung wegen eines Vermögensdeliktes, die eine Haftstrafe von drei Jahren nach sich zog, steht in dem Führungszeugnis des ehemaligen Verurteilten ein Vermerk »Keine Eintragungen«. Nicht aber im Internet, wo immer noch ein Bericht der Lokalzeitung zu finden ist, in dem der Name des Mannes veröffentlicht wurde. Auch das Mitgliedskonto bei Facebook lässt sich nicht einfach löschen, sondern lediglich »deaktivieren«.

Das gilt für alle gleichermaßen, denn das Internet unterscheidet nicht zwischen guten Menschen und Bösewichten. »Konzepte wie Moral oder Intelligenz sind für uns nicht relevant. Die menschlichen User brauchten sie, damit sie ihr Dasein mit ihren beschränkten Mitteln beobachten und operationalisieren konnten«, erinnert sich der Algorithmus namens Legion an die Zeit, bevor die Menschen überflüssig wurden, in Miriam Meckels Buch *NEXT - Erinnerungen an die Zukunft ohne uns*. Das Internet ist – wie die meisten Technologien – wertfrei und neutral. Es ist weder gut noch böse, wie Stephan Eisel in seinen »Zwanzig Thesen zum Umgang mit dem Internet« in *Internet und Demokratie* bemerkt. Gebrauch oder Missbrauch des Internets hängt vom Verhalten des Einzelnen ab. Der Mensch entscheidet, wie er die Technologien nutzt, ob zu einem guten oder weniger guten Zweck, wie Stanislaw Lem in *Summa Tech-*

nologiae schrieb und dabei an die Erfindung des Schießpulvers oder der Atomkraft erinnerte.

Das Netz kann deshalb kein anstandsreicher Raum sein, postuliert Alexander Görlach in *Freiheit oder Anarchie*: »Natürlich gilt dort auch die Moral, die wir aus den Zehn Geboten kennen«. Aufgrund der technischen Möglichkeiten ist es im Netz aber einfacher, dagegen zu verstoßen als in der analogen Welt. Das heißt aber auch, dass »der Versuchung auf intensivere Weise widerstanden werden muss und ihr nicht nachgegeben werden darf«. Weder der »notorisch« konservative Alexander Görlach noch der Sozialdemokrat Björn Böhning glauben daher daran, dass mit dem Internet ein neues »Zeitalter der Säkularisierung« eingeläutet werden wird: »Orientierung und Wertevermittlung geschieht über Institutionen und speist sich aus Quellen, die über der Technik und ihren Möglichkeiten stehen. Der Prozess der Gewissensbildung kann nicht an Facebook oder Google ausgelagert werden und dort per Suche oder Abstimmung mit den Freunden final gelöst werden«. Moralische Vorstellungen würden sich auch nicht allein durch die bekannt gewordene hohe Quantität an Verstößen gegen diese Normen ändern, meinen Schertz und Höch und zitieren hier Google-Chef Eric Schmidt: »Wenn es etwas gibt, von dem Sie nicht wollen, dass es irgendjemand erfährt, sollten Sie es vielleicht ohnehin nicht tun«.

»The age of privacy is over«

Die Auswirkungen dieser berühmten Aussage von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg haben kürzlich einige Cyberkriminelle, die sich selbst als »Koobface Gang« bezeichneten, am eigenen Leib zu spüren bekommen. Fünf Gangmitglieder, verantwortlich für die Erzeugung und Verbreitung des so genannten Koobface-Wurms, verbreiteten über fünf Jahre völlig anonym und un-

entdeckt Angst und Schrecken im Internet. Sie berichteten aber in verschiedenen Foren und sozialen Netzwerken über ihr Privatleben: Sie schrieben über Ausflüge zum Fischen, stellten Fotos von sich, Freunden, Freundinnen, Frauen und Familien sowie gemeinsamen Feiern ins Internet. Schertz und Höch schreiben treffend, dass sich insbesondere junge Leute um eine »soziale Inszenierung« in den sozialen Netzwerken bemühen: »Menschen können sich schöner und interessanter machen, als sie tatsächlich sind«. Der Hauptantrieb für die Teilnahme am digitalen Leben sei die Suche nach Bestätigung für das ausgestellte Lebensmodell. Dies nutzten zwei Forensiker von Sophos Labs, um innerhalb eines halben Jahres die Gruppe von fünf Kriminellen über das Internet ausfindig zu machen. Nichts nützten die Schutzmaßnahmen und die ausgefeilte Technik, sobald eines der Gruppenmitglieder das eigene Fahrzeug online zum Verkauf anbot und dabei die Telefonnummer veröffentlichte, die die Verfolger bereits in einem der verdächtigen Skripte entdeckt hatten. Schritt für Schritt wurden seine Aktivitäten in den sozialen Netzwerken verfolgt und in der Folge auch die anderen vier Bandenmitglieder gestellt (<http://nakedsecurity.sophos.com/koobface/>). Ohne Privatsphäre im Internet? Heute wird es sogar den Kriminellen zum Verhängnis.

In den Anfangsjahren war das Netz für viele ein Ort, an dem man anonym kommunizieren konnte: »Beispielsweise in Chat-Räumen oder Foren (...) wählte man meistens einen anonymen Benutzernamen, so dass Rückschlüsse auf die eigene Person nicht oder kaum möglich waren«, so Schertz und Höch. Mit Web 2.0 änderte sich das grundlegend. Die Menschen wollen im Netz zunehmend als sie selbst wahrgenommen werden. Christian Heller spricht sogar von einem »übergeordneten Mitteilungsbedürfnis«, das zu einem Überfluss an privaten Informationen im Netz führt: »Je mehr wir von uns mitteilen, des-

to mehr werfen wir in die Öffentlichkeit, was dort vermutlich nur wenige interessiert«. Im Umfeld der politischen Kommunikation, die sich aktuell hauptsächlich in Diskussionsforen und Blogs abspielt, spricht Stephan Eisel sogar vom »Aufmerksamkeitswettbewerb«. Auch, wenn die Dominanz großer Unternehmen, Medien oder staatlicher Stellen, die die Kommunikation in der analogen Welt beherrschen, im Internet leichter durchbrochen werden kann, haben sie zweifelsohne Vorteile gegenüber dem einzelnen Nutzer. Charakteristisch für Blogger in der politischen Sphäre ist, dass sie in der Regel gar nicht versuchen, Neutralität oder Objektivität vorzuspielen, sondern sich »gerade durch die betont subjektive Kommentierung« definieren. So werden zwar Blogs als politische Meinungsforen geschätzt, unter den Nutzern herrscht jedoch eine große Skepsis gegenüber diesen Foren als Informationsplattformen. Eine Ausnahme bilden in dieser Hinsicht die Augenzeugenberichte, wie beispielsweise jene über das Unglück bei der Loveparade in Duisburg im Sommer 2010. Diese dienen sogar den traditionellen Medien als authentische Originalquelle.

Kapitulation des Denkens?

Das Verhängnis von Post-Privacy ist laut Heller nicht, dass das Private in die dafür vorgesehenen Räume verbannt, sondern vielmehr gleichberechtigt mit allen anderen in die Öffentlichkeit gestellt wird. Nicht durch die Zensur oder Reglementierung wird das Öffentliche vom Privaten getrennt – die Verantwortung dafür, was wahrgenommen und was ausgeblendet wird, wird auf den Leser abgeladen. Die Idee nennt sich »Filtersouveränität« und bedeutet, dass »nicht das Reden gezügelt werden sollte, sondern das Zuhören«. Die Forderung zu derartigen souveränen Entscheidungen ist aber gegebenenfalls gar

nicht erst durchsetzbar. Die Flexibilität, die sich als Charakteristikum des Mediums Internet fortschreitend als Lebensstil auf das analoge Leben überträgt, mag daran schuld sein. Flexibilität prägt die Menschen und die Kultur mit dem Ergebnis, dass die Unbeugsamkeit »suizidär« wird, wie Peter Trawny feststellt. Dem Medium sei der Zugang zum Exzentrischen versperrt und es könne sich nur im Moderaten und Mittelmäßigen aufhalten. »Deshalb«, so Trawny, »kapituliert heute das Denken so gern«. Und Miriam Meckel schließt ihre *Erinnerungen an die Zukunft ohne uns* mit dem ermahnenden Satz »Denkst du noch?«.

Solange sich aber die Privatsphäre noch nicht wie bei David Brin durch die totale Transparenz retten lässt, wird Aufklärung postuliert. Der letzte Mensch erinnert sich in Miriam Meckels Buch *NEXT* daran, dass es heftige Reaktionen gegen die Enteignung der Persönlichkeit durch umfassende Datenerhebung und –speicherung gab. »Damals«, bevor die Menschen von Algorithmen verdrängt wurden: »Datenschutz, unter diesem Begriff haben wir das damals diskutiert. Lächerlich. Als ob die Daten jemals bedroht gewesen wären. Menschenschutz hätte es heißen müssen. Der Schutz der Menschen vor sich selbst und seinen Artgenossen«. Doch die Menschen sind gerne Gäste im Netz, sie wollen ihre Profile anlegen und pflegen, denn sie machen ihnen das Leben einfacher und angenehmer. »Die für mich algorithmisch ermittelten Empfehlungen für Einkäufe, Freizeitaktivitäten und Gesundheitsvorsorge wurden immer passgenauer. Wir mussten bald gar nichts mehr tun«, erinnert sich der letzte Mensch in *NEXT*. Deshalb, ermahnen Schertz und Höch, müssten die Menschen in die Lage versetzt werden, die Entscheidung, was sie wo und für wen veröffentlichen, in voller Kenntnis der damit verbundenen Risiken zu treffen: »Alle Internetnutzer müssen mit den notwendigen technischen und rechtlichen

Mitteln ausgestattet werden, um Herr über die eigenen Daten bleiben zu können. Oder es sind, wie Christian Heller anregt, neue Techniken notwendig, um Geheimnisse besser wegzuschließen – »im Umfeld der Verschlüsselung beispielsweise«.

Der Abschied von Geheimnissen betrifft nicht nur die Menschen als Individuen, sondern zunehmend auch staatliche und private Organisationen. Die Wikileaks-Veröffentlichungen haben gezeigt, wie sich der Staat langsam von dem Konzept des »Amtsgeheimnisses« verabschieden muss. Je häufiger – ja oft nahezu inflationär – die Einstufung »Vertraulich« für den Dienstgebrauch in der öffentlichen Verwaltung oder für interne Informationen in Unternehmen gebraucht wird und je mehr Themen und Menschen der Schutz der Vertraulichkeit umfasst, desto weniger ist es laut Stephan Eisel möglich, das »tatsächlich notwendig Vertrauliche« wirklich zu schützen. »Wehrhafte Demokratie bedeutet (...) zunächst, die Grenzen für das schutzwürdige Staatsgeheimnis enger zu ziehen, um es besser schützen zu können«, erklärt Eisel. Es ist ebenfalls die Verantwortung des demokratischen Staates, die Netzsicherheit zu gewährleisten. Damit ist der Schutz von Daten, Leitungen und Systemen – der technischen Infrastruktur des Netzes – gemeint, wie auch die damit verbundenen Fragen, wem diese Infrastruktur gehört, wer den Zugang zum Internet kontrolliert oder wer im Notfall das Netz »ausschalten« darf.

Den »Internet Kill Switch« – den zentralen Knopf zum Ausschalten des Internets – wird es aber kurzfristig nicht geben. Jedenfalls nicht für den US-Präsidenten. Nach dem aktuellen Stand der Diskussion über die Generalgewalt über das globale Netzwerk, die um das Netz als kritische Infrastruktur entfacht ist, sollte diese Form der Kontrolle dem US-Präsident zufallen und in dem Cybersecurity Act 2012 verankert werden. Nicht nur, um das Land vor den Angriffen auf die wirtschaftliche Agilität und Unabhängigkeit zu schützen. Das

amerikanische Militär ist laut Fischermann und Hamann nicht nur die größte und mächtigste Streitkraft der Welt, »sondern auch diejenige mit den meisten Computern«. Alle für den Kampfeinsatz notwendigen Informationen werden über ein Netzwerk bereitgestellt. Lediglich den Soldaten konnte man bisher (noch) nicht ersetzen. Und dadurch ist die US-Armee möglicherweise angreifbarer als je zuvor, bedenke man nur das Szenario, in dem in das Netzwerk eingebrochen wird und die sich darin befindlichen Informationen manipuliert, entwendet oder gelöscht werden. »Raus aus dem Internet!« – heißt es deshalb in den Militärkreisen, wie es dem Buch *Zeitbombe Internet* zu entnehmen ist. Denn das Internet ist das Medium, »in dem sich die Hacker aller Länder vereinigen, um den großen Preis zu knacken: das Computernetz des Pentagon«.

Im Februar 2012 wurde der Öffentlichkeit der Entwurf des Cybersecurity Act 2012 präsentiert. Er enthielt gleichwohl keine Eintragungen zu einem »Internet Kill Switch«.

Björn Böhning und Alexander Görlach: Freiheit oder Anarchie. Wie das Internet unser Leben verändert. Vorwärts Buch, Berlin 2011, 94 S., € 10,00.

Stephan Eisel: Internet und Demokratie. Herder, Freiburg 2011, 360 S., € 15,00.

Thomas Fischermann und Götz Hamann: Zeitbombe Internet. Gütersloher Verlagshaus, München 2011, 255 S., € 19,99.

Christian Heller: Post Privacy: Prima leben ohne Privatsphäre. C.H. Beck, München 2011, 173 S., € 12,95.

Miriam Meckel: NEXT: Erinnerungen an eine Zukunft ohne uns. Rowohlt, Hamburg 2011, 320 S., € 19,95.

Christian Schertz und Dominik Höch: Privat war gestern. Wie Medien und Internet unsere Werte zerstören. Ullstein, Berlin 2011, 256 S., € 19,99.

Peter Trawny: Medium und Revolution. Matthes und Seitz, Berlin 2011, 96 S., € 10,00. ■